

Inhalt

- Seite 2** Mutter-Rosa-Erinnerungsraum im Mutterhaus
- Seite 3** 50 Jahre Brasilien – 50 Jahre Missionseinsatz – 50 Jahre unterwegs mit den Menschen
- Seite 4** Sieben Schwestern feierten ihr Ordensjubiläum
- Seite 5** Auf viele weitere gemeinsame gute Jahre
- Seite 6** Das Pilotprojekt in Neuwied gelang
- Seite 7** „Wenn ich länger geblieben wäre, hätte ich versucht, ein Moped zu bekommen“

■ Ordensleben – Aufbruch – Umbruch – neue Wege

Gedanken von Schwester M. Elia Glock

*Menschen, die aus der Hoffnung leben, sehen weiter,
Menschen, die aus der Liebe leben, sehen tiefer,
Menschen, die aus dem Glauben leben, sehen alles in einem anderen Licht.*

Lothar Zenetti

Von Anfang an gab es in der Kirche Männer und Frauen, die durch die Befolgung der evangelischen Räte: Armut, ehelose Keuschheit um des Gottesreiches Willen und Gehorsam, Christus nachfolgen wollten. Es verlangte sie danach, ein Leben zu führen, das Gott geweiht war.

Das Besondere am Ordensleben ist das Leben nach dem Evangelium in einer Gemeinschaft mit Gleichgesinnten unter einer gemeinsamen Regel. Im Laufe der Kirchengeschichte entstand eine Vielfalt von Ordensfamilien mit unterschiedlichen Ausrichtungen und Zuordnungen.

Man unterscheidet kontemplative und tätige Orden. Die kontemplativen Orden widmen ihre Zeit neben der Sorge um die Lebensbedürfnisse vor allem dem Gebet. Die Ordensmitglieder sind dabei an ein festes Kloster gebunden, welches sie meistens nicht verlassen. Die tätigen Orden verwenden die neben den täglichen Gebeten verbleibende Zeit für eine Form des Apostolates und für karitative Dienste wie z. B. die Sorge um Not leidende Menschen, den Einsatz in Krankenhäusern und Altenheimen, in pastoralen Diensten, Exerzitienarbeit oder Schulen.

„Meister, wo wohnt du?“ (Joh 1,35 ff)

Jedes Leben und seine Entwicklung ist einzigartig, so auch der Ruf ein Leben nach dem Evangelium zu führen. Als die ersten Jünger Jesus sahen, fragten sie: „Meister, wo wohnt du?“ Sie erhielten als Antwort die Einladung: „Kommt und seht!“ Sie gingen mit ihm und blieben bei ihm, denn was sie sahen und erlebten, sprach sie an. (Joh 1,35 ff) Allen Ordenschristen gemeinsam ist die Berufung zu diesem Leben in der Nachfolge Christi. Jeder erlebt seine Berufung auf einmalige Weise. Es ist eine innere Ansprache, ein Fasziniert-Sein von einem Wort, einer Haltung Jesu, ein inneres Drängen... Wer den Ruf hört und ihm folgt, gibt seine persönliche, freie Antwort für ein Leben in der Nachfolge Christi.

Im Durchleben von Postulat, Noviziat und Juniorat erhält der Gerufene die Möglichkeit das Leben, die Kultur und die Aufgaben der erwählten Ordensgemeinschaft kennen zu lernen und zu erproben. Dabei stehen ihm seine Ordensschwestern oder -brüder helfend und anleitend zur Seite. Nach frühestens sieben Jahren der Hinführung bindet sich die Ordensfrau, der Ordensmann für immer an diese Form der Nachfolge Christi gemäß der jeweiligen Regel und ist damit ein vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft.

„Wer in mir bleibt und in dem ich bleibe, der bringt reiche Frucht.“ (Joh 15.5)

Der Ordenschrist hat die Aufgabe, sein Leben immer wieder zu reflektieren, um sich bewusst zu werden, wie er die Nachfolge als seine Antwort auf den ergangenen Ruf Gottes lebt. Auch die Jünger Jesu kamen in ihrer Nachfolge an einen Punkt, an dem sie sich entscheiden mussten und Jesu Frage vernahmen: „Wollt nicht auch ihr gehen?“ Einige gingen, andere blieben, um seinetwillen! Für uns Ordensleute ist dieses „bei ihm Bleiben“ im Laufe des Lebens eine Herausforderung. Ein sich neu entscheiden, wenn Krisenzeiten durchzustehen sind, wenn der Glaube zur Frage wird und der Sinn verloren scheint, wenn die eigene Entwicklung eine andere Richtung nimmt. Denn auch wir Ordensleute sind immer erst auf dem Weg und nicht immer gelingt das, was man sich vorgenommen, ja versprochen hat. Immer aber bleibt der Anruf, die Einladung zur Umkehr, zum Neuanfang, zum nächsten Schritt, die Hingabe zu leben.

Denn unser Gott ist ein barmherziger Gott, ein liebender Vater, ein Freund des Lebens.

Umbruch – neue Wege

Beim Lesen des Evangeliums stellen wir fest, dass Jesus immer in Bewegung ist. Er wandert von einem Ort zum anderen, hört und sieht die Menschen, denen er begegnet, heilt, tröstet, ermutigt oder fordert heraus zu glauben. Unser Leben ist nicht statisch, sondern braucht Bewegung, Wandlung, Aufbruch. Das kann nach innen wie nach außen geschehen. Oft scheint es uns mühselig, denn wir würden lieber „sitzen bleiben“, im Erregenen verharren. Das ist auch im Ordensleben so. Verharren, sich festklammern engt ein, macht müde, stumpft ab und kann die Lebensfreude dämpfen. Für mich ist es ein Glaubenszeugnis, wenn der Ordenschrist loslassen kann, um sich, um des Glaubens willen, einem anderen Ort, einer anderen Aufgabe zu widmen, oder nach langen Arbeitsjahren den Mut findet andere Seiten des Or-

densleben stärker zu leben, für die bis dahin kaum Zeit geblieben ist. Das bedeutet dann, sich einsetzen zu lassen in bekannte wie auch in ungeübte Dienste für die Menschen.

Wir leben heute in einer Zeit, mit veränderten Anforderungen, Problemen, Herausforderungen und Werten. Auch wenn wir in der Ordensgemeinschaft besorgt sind, dass durch die wenigen Eintritte die Gemeinschaft überaltert. Arbeitslos werden wir deshalb nicht. Armut und Notsituationen wird es immer geben. Sie sind für uns Ordensleute in jedem Alter ein Ansporn, die Ordensideale anders und neu zu leben und uns einsetzen zu lassen, um ein Zeichen der Hoffnung zu sein – so wie es Mutter Rosa vorgelebt hat.

Wenn ich auf meine 40 Jahre Ordensleben in der Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Waldbreitbach zurückblicke, sehe ich viele Veränderungen und neue Wege. Ich bin Gott dankbar für den Weg, auf den er mich gerufen, gehalten und mir in Treue gedient hat. ■

■ Mutter Rosa-Erinnerungsraum im Mutterhaus

Waldbreitbach (as). Der Raum im zweiten Stock des Mutterhauses strahlt eine friedliche Atmosphäre und große Ruhe aus. „Wir vermuten, dass dies

das Zimmer ist, in dem Mutter Rosa am 25. März 1906 starb“, berichtet Schwester Gerlinde-Maria Gard von der Ordensleitung. Der Künstler Hans Rams aus Niederbreitbach wurde damit beauftragt, das Zimmer so umzugestalten, dass es ein Raum der Erinnerung, der Stille wird. Und das ist ihm sichtlich gelungen. Angelehnt an den Leitgedanken der Seligsprechung Mutter Rosas im Mai 2008 *Aufgebrochen für das Leben*, hat der Künstler zwei Wände im 90 Grad Winkel schräg vor das Fenster gestellt. Dort, wo sie aufeinander treffen, werden sie durch ein schmales hohes Glasfenster aufgebrochen. Unten blau, nach oben immer heller werdend weist das Glasfenster den Weg nach oben. Vor dem Glasfenster steht eine Bronzestele mit einem schlichten Reliquiar – ein kleines Bronzekästchen, das einem Sarkophag nachempfunden ist und Reliquien der seligen Rosa Fleisch enthält. Eine massive Holzbank davor lädt zum Verweilen ein. ■

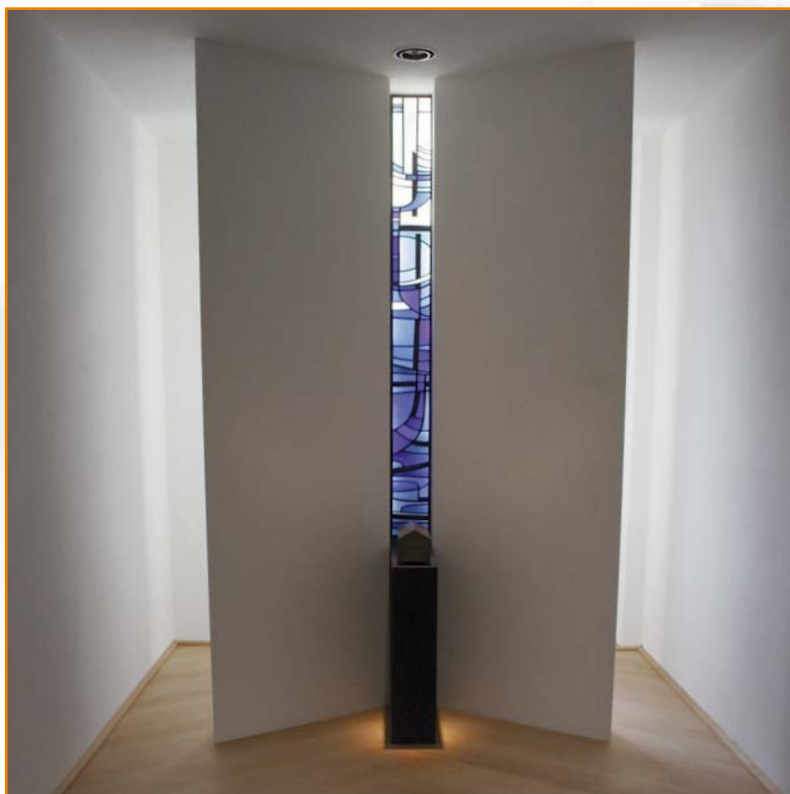


Foto: as

■ 50 Jahre Brasilien – 50 Jahre Missionseinsatz – 50 Jahre unterwegs mit den Menschen

Ein Bericht von Schwester M. Wilma Frisch und Schwester M. Antonia Poncelet

Waldbreitbach. Mutter Rosa hatte ein Herz, das die Welt umspannte. Ihre Mission sah sie dort, wo die Not am größten war, wo Armut und Unterdrückung herrschten und wo Menschenrechte missachtet wurden. Dort setzte sie sich mit all ihren Kräften ein. In großem Vertrauen auf Gott hat sie diese Sendung gelebt und uns als Vermächtnis hinterlassen.

Als am 14. Oktober 1954 die Franziskaner aus Bacabal und der Erzbischof von Sao Luis aus dem Staat Maranhão an die Ordensleitung herantraten mit der Bitte, Schwestern nach Brasilien zu entsenden, wurde diesem Ansinnen ohne Zögern entsprochen. Am 6. Oktober 1958 erhielten Schwester M. Berta Schirra, Schwester M. Boniface Schmitt, Schwester M. Cäcilia Schmidt, Schwester M. Engeltraud Bergmann, Schwester M. Guidonis Schwarz und Schwester M. Reginfrieda Jehnen ihren Sendungsauftrag. Im Vertrauen auf Gott machten sie sich auf in eine für sie unbekannte Welt.

Nach einem Sprachkurs in Areia kamen die Schwestern am 19. Februar 1959 in Bacabal an. Ein Franziskaner beschreibt die Situation in der Stadt folgendermaßen: „Bis 1950 war Bacabal, das am Fluss Mearim liegt, wenig bekannt. Bekannt war es durch die Sklaven, die 100 Jahre zuvor aus Afrika im Hafen von Sao Luis ausgeschifft wurden und von dort als Arbeiter in die einzelnen Großgüter verteilt wurden. Nachdem die Sklaven ihre Freiheit erlangten, waren sie alleingelassen und versuchten als Bauern oder Fischer zu überleben. Das gleiche galt auch für die Indianer, die dort ansässig waren. Dieses entwurzelte Volk schreit nach einer prophetischen Kirche, die ihm zur Seite steht, ein klares Wort in dieser Situation spricht, den Menschen bei ihrer Identitätsfindung hilft, ihren Lebenswillen durch das Wort Gottes stärkt, ih-



Schwester M. Cäcilia, die mit fünf weiteren Waldbreitbacher Franziskanerinnen als erste nach Brasilien ging, nutzte zur Bewältigung der weiten Wege ein Moped.

nen zur Seite steht, um ihre Menschenwürde zurückzuerlangen.“

Im Bewusstsein, dass Erziehung und Wissen Grundelemente sind, um den Teufelskreis der Armut zu durchbre-

chen, haben die Waldbreitbacher Franziskanerinnen 1959 zusammen mit den Franziskanern eine Schule aufgebaut und ihr den Namen *Nossa Senhora dos Anjos* (Unsere Liebe Frau von den Engeln) gegeben. 1961 eröffneten sie zusätzlich ein Internat, um auch jungen Frauen aus dem Landesinnern ein Studium zu ermöglichen. Zwei Jahre später baten die ersten brasilianischen Frauen um Aufnahme in unsere Gemeinschaft.

Bacabal war zu dieser Zeit eine kleine Provinzstadt. Der Bürgermeister hatte das Sagen, er bestimmte, wer wen zu wählen hatte – demokratisch war das nicht. Wirtschaftlich entwickelte sich die Stadt durch Ölgewinnung aus der Babaçu-Nuss und den Anbau von Reis und Baumwolle. Einigen Menschen ging es gut, aber der größte Teil der Bevölkerung geriet in immer größere Armut.

Die Frau hatte eine untergeordnete Stellung, hatte für Haus, Hof und Kinder zu sorgen. Die medizinische Versorgung war miserabel: Es gab keinen Arzt, nur



Im Projekt Madre Rosa in Bacabal betreuen und fördern die Schwestern heute schulpflichtige Kinder und bewahren sie so vor einem Leben auf der Straße. Fotos: privat



In dem Projekt *Sitio Reviver* unterstützen die Franziskanerinnen drogenabhängige Frauen, ein Leben ohne Drogen zu führen. Foto: privat

Sieben Schwestern feierten ihr Ordensjubiläum

Waldbreitbach. Nach 50 Jahren Ordensleben feierten Ende September Schwester M. Regine Fischer (links), Schwester M. Dolores Bauer (3. von links), Schwester M. Gertrudis Tröster (4. von links), Schwester M. Christiane Altmeyer (4. von rechts), Schwester M. Assumpta Lauer (3. von rechts) und Schwester M. Regula Hermes (2. von rechts) auf dem Waldbreitbacher Klosterberg ihr Goldenes Ordensjubiläum. Schwester M. Robertis Stoll

(5. von rechts) beging zusammen mit Schwester M. Donata Schmitz, die aus Krankheitsgründen auf dem Bild fehlt, ihr Diamantes Ordensjubiläum. Sie legten vor 60 Jahren ihre Ewige Profess ab. Es gratulierten ihnen zum Festtag Schwester Margareta-Maria Becker (2. von links) und Schwester Gerlinde-Maria Gard (rechts) von der Ordensleitung sowie Generaloberin Schwester M. Basina Kloos (5. von links).



Foto: privat

ein Krankenhaus mit drei Betten, und zwei Zahnärzte. Vor allem Lepra, Tuberkulose, Wurmerkrankungen und Malaria waren weit verbreitet. Um dieser Not entgegenzusteuern, besuchten unsere Schwestern die Kranken und leisteten in einer kleinen Ambulanzstation Erste Hilfe. Zusammen mit der Caritas verteilten sie Lebensmittel und Medikamente, denn die Regierung kümmerte sich nicht um die Armen. Im Nachbarstaat Piauí wurde ein Entbindungsheim mit Ambulanzstation errichtet, um den Frauen medizinische Hilfe anzubieten und der großen Kindersterblichkeit entgegenzuwirken.

Menschen gerieten in Abhängigkeit von Hilfsleistungen

Die Kirche war in ihrer Struktur europäisch, traditionsgebunden, besorgt um die Sakramentenspendung, aber fern von den Menschen und ihrem sozialen Umfeld. Sie tat alles in Sorge für das Volk, das seinerseits diesen Weg aber nicht verstand. Trotz des großen Engagements und gelebter Nächstenliebe wurde die Not immer größer. Die Menschen wurden passiv und gerieten zunehmend in große Abhängigkeit von den Hilfsleistungen der Kirche und ihrer Institutionen. Darüber hinaus nahmen die Hilfsorganisationen der Regierung Verantwortung ab, und staatliche Gelder, die für Erziehung, Gesundheit und Soziales bestimmt waren, flossen in andere Kanäle.

Mit dem II. Vatikanischen Konzil in den 1960er Jahren und den darauffolgenden Konferenzen der Bischöfe Lateinamerikas in Medellín und Puebla kam ein Prozess des Umdenkens in Gang. Die Kirche begriff die Situation des leidenden Volkes als Herausforderung und erkannte: „Unser Sendungsauftrag, Gott zu den Menschen zu bringen und die Menschen zu Gott zu bringen, beinhaltet auch den Aufbau einer brüderlichen Gesellschaft.“ (Dok. Medellín, Art. 90) Und in Puebla formulierten die Bischöfe: „Wir bestätigen die Notwendigkeit der Umkehr der gesamten Kirche im Sinne einer vorrangigen Option für die Armen mit Blick-

richtung auf ihre umfassende Befreiung.“ (Dok. Puebla, Art. 1134)

Zum Umdenken aufgerufen

Auch wir Ordensleute wurden zum Umdenken aufgerufen: „Es ist erforderlich, im lateinamerikanischen Menschen ein gesundes, moralisches Gewissen, einen kritischen Sinn im Geist des Evangeliums gegenüber der Realität, Gemeinschaftsgeist und soziales Engagement zu wecken.“ (Dok. Puebla, Art. 1308)

Wir stellten uns dieser Herausforderung, unser Engagement, unsere Werke und die pastorale Arbeit zu überdenken, kurz: uns den Nöten der Zeit zu stellen. Wir kamen zu der Erkenntnis, dass **GEBEN** allein nicht ausreicht, sondern Bewusstseinsbildung der Weg ist, sich aus dem Ghetto der Armut zu befreien, also Hilfe zur Selbsthilfe anzubieten. Konkret bedeutete das zum Beispiel, dass in den Ambulanzstationen nicht mehr nur Menschen versorgt wurden, sondern Gesundheitshelfer ausgebildet wurden, damit auch sie Erste Hilfe leisten können. Es wurden Laienkatecheten, Gemeindeleiter, Bibelarbeit und Familienkatechese gefördert. Es ging darum, in der Landpastoral zur Bewusstseinsbildung der Kleinbauern beizutragen und sie in den beginnenden Landkonflikten zu begleiten. Die Bildungsarbeit sollte alle erreichen und die Regierung dabei in die Verantwortung genommen werden. Ordenseigene Volksschulen wurden geschlossen und die Schwestern engagierten sich in staatlichen Schulen und in der Alphabetisierung der Erwachsenen. Heute unterhalten unsere Schwestern ein Kinderprojekt, an dem 500 Kinder teilnehmen, und ein Haus für drogenabhängige Frauen.

Wir hoffen und vertrauen, dass die 50-jährige Arbeit unserer Schwestern im Geist Mutter Rosas dazu beigetragen hat, das Reich Gottes schon hier auf Erden spürbar werden zu lassen, das Bewusstsein der Menschen, besonders der Armen zu stärken, dass sie geliebte Söhne und Töchter Gottes sind. ■

Auf viele weitere gemeinsame gute Jahre

Rektor Richard Baus feierte seinen 60. Geburtstag



Rektor Richard Baus (Bildmitte) feierte im September seinen 60. Geburtstag. Ihm gratulierten neben vielen anderen Generaloberin Schwester M. Basina Kloos und Generalsuperior Bruder Ulrich Schmitz.
Foto: hf

Waldbreitbach. Seit April 2004 er ist Geistlicher Rektor der beiden Ordensgemeinschaften der Waldbreitbacher Franziskanerinnen und der Franziskanerbrüder vom Heiligen Kreuz in Hausen, im September nun feierte Richard Baus seinen 60. Geburtstag. Und alle strahlten an diesem Tage mit der Sonne um die Wette, denn „wir sind froh, dass wir Sie haben“, wie es Generaloberin Schwester M. Basina Kloos in ihrer kurzen Ansprache auf den Punkt brachte. Auch Bruder Ulrich Schmitz, der Generalsuperior der Hausener Brüder, dankte Richard Baus für die bisherige gemeinsame Wegstrecke. Er erinnerte daran, dass es für seine Gemeinschaft etwas Besonderes sei, einen Diözesanpriester als Spiritual zu haben. Mit Blick auf Richard Baus könne man gleichwohl sagen, „dass wir doch einen Franziskaner bekommen haben“, lobte Bruder Ulrich die große Verbundenheit des Jubilars mit den beiden Gemeinschaften.

Die Feierlichkeiten begannen mit ei-

nem Gottesdienst in der Mutterhauskirche, den Richard Baus selbst feierte, weil er – wie Schwester M. Basina augenzwinkernd vermutete – auf diese Weise seine Seligsprechung schon zu Lebzeiten verhindern wollte. Im Anschluss an den Festgottesdienst in der Mutterhauskirche auf dem Waldbreitbacher Klosterberg erlebten die Gäste beim Essen (genauer gesagt zwischen Hauptgang und Dessert) eine Hommage an Richard Baus. Und da dieser nicht nur Seelsorger, sondern auch Künstler, sprich Maler ist, brachten Schwestern wie Brüder ihre guten Wünsche in Gestalt von Palette, Pinseln und einer bunten Vielfalt von Farben (durchaus vergleichbar mit seinen Charismen) dar.

Er male in letzter Zeit nur noch selten, gestand Richard Baus seinen Gästen. Er male in der Regel nämlich dann, wenn es ihm nicht so gut gehe. – *Auf viele weitere gemeinsame gute Jahre also!* möchte man ihm wie den beiden Ordensgemeinschaften wünschen. ■

■ Das Pilotprojekt in Neuwied gelang

Vor 35 Jahren hat Schwester M. Adelindis Wagner den Sozialdienst im St. Elisabeth-Krankenhaus Neuwied aufgebaut

Neuwied. Sie kann sich noch sehr gut daran erinnern, wie alles angefangen hat: Schwester M. Irmgardis Michels, damals Generalvikarin der Gemeinschaft, fragte sie, ob sie es sich vorstellen könne und zutrauen würde, im St. Elisabeth-Krankenhaus den Sozialdienst aufzubauen. Beide Fragen konnte sie mit Ja beantworten, und so ließ sich Schwester M. Adelindis Wagner 1974 auf das Abenteuer Sozialdienst ein. Und das, nachdem sie 14 Jahre lang als Stationsschwester die Privatstation im St. Elisabeth-Krankenhaus geleitet hatte. – Die heute 78-Jährige kann sich noch sehr gut daran erinnern, dass eine Mitschwester ihr damals im Spaß zu dieser „Karriere nach unten“ gratuliert hat. Sie selbst hat die Aufgabe damals gereizt: „Ich bin halt ein neugieriger Mensch“, sagt sie. Und bereut hat sie diesen Schritt auch nie, wie sie betont.

Der neue Lebensabschnitt begann für Schwester M. Adelindis am 1. April 1974 mit einem einjährigen Praktikum im St. Katharinen-Krankenhaus in Frankfurt. „Da habe ich gelernt, worauf es im Sozialdienst ankommt“, sagt sie. Schwester M. Adelindis hat im Schwesternkonvent mit gelebt und ist heute noch verblüfft, dass die Katharinenwesternen dafür keinen Pfennig haben wollten.

Zurück in Neuwied, hatte sie ausgesprochenes Glück. Denn die pensionierte Geschäftsführerin des Diakonischen Werkes hatte zwischenzeitlich angefragt, ob es im Haus für sie ehrenamtlich etwas zu tun gäbe. Mehr noch: Ursula Horten – „eine wunderbare Frau“, schwärmt Schwester M. Adelindis noch heute – hat damals noch einen zweiten Ehrenamtlichen für den Aufbau des Sozialdienstes angeworben: Wilhelm Dörr, auch er als ehemaliger Geschäftsführer einer Berufsgenossenschaft ein Mann vom Fach.

„Wir Drei haben dann im April 1975 mit dem Aufbau des Sozialdienstes begonnen“, erinnert sich Schwester M. Adelindis. Dass sie im St. Elisabeth-Krankenhaus positiv aufgenommen und durch-



Schwester M. Adelindis Wagner erinnert sich gerne an die Zeit vor 35 Jahren, als sie im damaligen St. Elisabeth-Krankenhaus den Sozialdienst aufgebaut hat. Foto: hf

aus auch gezielt – Dr. Karl Gellissen, der langjährige Chefarzt der Pädiatrie, fällt ihr da spontan ein – angefragt und um Unterstützung für Patienten gebeten wurden, dafür hat Schwester M. Adelindis eine einfache Erklärung: Die Drei haben anfangs sehr viel Zeit investiert, um Werbung in eigener Sache zu machen und die Menschen im Krankenhaus über die Aufgaben des Sozialdienstes zu informieren. „Und so hatten wir keinerlei Akzeptanzprobleme.“

Schwester M. Adelindis – sie ist in Frankreich geboren und in der Nähe von Losheim, wo sie auch die Waldbreitbacher Franziskanerinnen kennenlernte, aufgewachsen – hat im St. Elisabeth-Krankenhaus in Bonn die Krankenpflege gelernt. Das war allerdings noch bevor sie 1955 der Ordensgemeinschaft beitrug. War sie als Novizin in Essen-Kupferdreh eingesetzt, so kam sie nach der Profess nach Neuwied, wo sie seither mit einer kurzen Unterbrechung – das war zwischen 1980 und 1983, als sie den Sozialdienst im Marienkrankenhaus St. Wendel leitete und gleichzeitig Konventsoberein war – lebt und arbeitet. Sie war Konvents- und Hausoberin und hat mit dafür gekämpft, dass im St. Elisabeth-Krankenhaus eine Palliativstation eingerichtet wurde. Neuwied ist ihr in all diesen Jahren zur Heimat geworden: „Ich bin gerne hier“, sagt sie.

Dass Krankenhäuser einen Sozialdienst einrichten mussten, das war eine der vielen Neuerungen, die das 1972 verabschiedete Krankenhausfinanzierungsgesetz mit sich brachte. Die Ordensleitung war in Sachen Sozialdienst nicht sonderlich begeistert, hatte sie doch Bedenken – so schildert es Schwester M. Adelindis mit einem Schmunzeln –, Sozialarbeiter oder Sozialpädagogen in die Krankenhäuser zu holen; denn die galten damals als links und aufmüpfig. (Eine Sorge übrigens, die sich rasch als unnötig erwies). – So musste das Pilotprojekt in Neuwied gelingen. Und das tat es dank Schwester M. Adelindis, Ursula Horten und Wilhelm Dörr allemal.

So haben sich denn auch verschiedene Mitschwestern mit Praktika in Neuwied auf ihre zukünftigen Aufgaben im Sozialdienst vorbereitet. Da war Schwester M. Magdalena Bauer, die den Sozialdienst in Neuwied übernahm, als Schwester M. Adelindis nach St. Wendel ging. Aber auch an Schwester M. Ernesta Wolter, an Schwester M. Luitgard Michels, die nach ihrer Ausbildung im St. Antonius-Krankenhaus tätig war, und an Schwester M. Cornelia Herrmann, die später im St. Elisabeth-Krankenhaus in Gerolstein den Sozialdienst leitete, erinnert sich Schwester M. Adelindis lebhaft und gerne.

Die Aufgaben des Sozialdienstes haben sich in den zurückliegenden 35 Jahren grundlegend gewandelt und sind vielfältiger geworden. „Wir hatten gottlob viel weniger Schreibkram zu erledigen“, sagt Schwester M. Adelindis. Dafür hatte man damals schon allein wegen der längeren Verweildauer viel mehr Gelegenheit, um mit Patienten und Angehörigen zu sprechen. Und: „Wir hatten damals sogar eine Kleiderkammer“. – Wie sich die Zeiten ändern.

Auch wenn sie von sich selbst sagt, dass Krankenschwester ihre eigentliche Berufung gewesen sei, so möchte Schwester M. Adelindis ihre Zeit im Sozialdienst nicht missen: Denn „es waren bewegende und schöne Jahre“.

■ „Wenn ich länger geblieben wäre, hätte ich versucht, ein Moped zu bekommen“

Als brasilianische Missionarin im Norden von Mosambik – Schwester Clara-Maria Schmitt erzählt von ihrer Arbeit in Nepepe

Waldbreitbach. Nein, eine Stromversorgung gibt es in Nepepe bisher nicht. Wenn dann der altersschwache Generator der Missionsstation ausfiel (was häufiger geschah), dann musste sogar das Wasser aus dem Brunnen per Muskelkraft hochgezogen werden. Und um telefonisch oder via Internet Kontakt mit der Außenwelt aufzunehmen und auf diesem Wege beispielsweise der Ordensleitung in Waldbreitbach ein Lebenszeichen von sich zu schicken, musste sie über Sand- und Schotterpisten ins 220 km entfernte Cuamba reisen. – Die Bedingungen, unter denen Schwester Clara-Maria Schmitt und ihre zwei Kolleginnen im dünn besiedelten Norden von Mosambik gearbeitet haben, waren hart, mühselig und entbehrungsreich. Für manch einen zu hart. So ist, wie sie sich erinnert, ein Mit-Missionar schon nach wenigen Wochen in seine brasilianische Heimat zurückgekehrt.

Hilfe beim Wiederaufbau

Nach Brasilien? Genau; denn Schwester Clara-Maria hat an einem Projekt der bra-



Schwester Clara-Maria mit ihrem Markenzeichen: dem rosafarbenen Fahrrad.

silianischen Bischofskonferenz teilgenommen. Die hatte nach dem Ende des Bürgerkrieges – Mosambik war von 1976 bis 1992 Schauplatz eines erbitterten Bürgerkrieges, der Hunderttausenden das Leben kostete, Millionen Menschen zu Flüchtlingen machte und zum völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch des Landes führte – Missionare in die ehemalige portugiesische Kolonie entsandt. Drei von ihnen arbeiten in Cuamba, drei in Nepepe. Diese helfen beim Wiederaufbau des kirchlichen und sozialen Lebens in der Republik, die im Südosten Afrikas am Indischen Ozean liegt. Finanziert wurde und wird das Projekt in der Provinz Niassa von der brasilianischen Bischofskonferenz und deutschen Diözesen. „Auch unsere Gemeinschaft hat sich immer wieder engagiert“, sagt Schwester Clara-Maria.

Sie selbst ist nach ihrer Ewigen Profess im Jahre 1980 nach Brasilien gegangen. Damit erfüllte sich, wie sie erzählt, „ein Kindheitstraum“, denn schon als junges Mädchen habe sie den drängenden Wunsch verspürt, in die Mission zu gehen. Sie arbeitete in den Niederlassungen der Gemeinschaft in Bacabal und Teresina und engagierte sich in der Ausbildung des Ordensnachwuchses. Für das Projekt in Mosambik hat sie sich freistellen lassen – und das gleich zweimal: Schwester Clara-Maria war zwischen 1998 und 2002 und von Juli 2007 an noch einmal zwei Jahre lang in Mosambik. Wobei sie in diesen gut zehn Jahren beobachtet hat, dass es in Mosambik langsam aber sicher vorwärts geht, dass sich die Infrastruktur allmählich bessert (Nepepe soll in zwei Jahren Strom bekommen und der erste Handy-Mast soll auch bald aufgestellt werden) und vor allem die Märkte bunter und vielfältiger geworden sind.

56 Gemeinden pastoral betreut

In Nepepe lebte sie zusammen mit zwei



Auch wenn diese ältere Frau an Lepra erkrankt ist, so ist sie voll in ihren Familienclan integriert.

Kolleginnen – darunter eine Ordensfrau – in der von italienischen Consolata-Missionaren gegründeten Missionsstation. Die hatte ihre besten Jahre lange hinter sich und war schon arg heruntergekommen. Zusammen mit einem einheimischen Priester „haben wir die 56 Gemeinden in der Umgebung pastoral betreut“, erzählt Schwester Clara-Maria. Darüber hinaus arbeiten die brasilianischen Missionare (auch wenn sie Deutsche ist, zählt Schwester Clara-Maria ausdrücklich dazu) in den vier Schulen mit, die die Diözese Lichinga unterhält, kümmern sich um die Leprakranken – „es gibt im Norden Mosambiks noch viele Menschen, die an Lepra leiden, aber Gott sei Dank nur wenig Neuerkrankte“ –, und arbeiten mit Müttern und ihren Kleinkindern. „Wir unterrichten sie in Fragen der Gesundheit, klären sie darüber auf, wie wichtig Hygiene ist und erklären ihnen, wie sie ihre Kinder ausgewogen ernähren können“, sagt Schwester Clara-Maria.

Um von Nepepe in die oftmals entlegenen Gemeinden zu gelangen, hat Schwester



Helfer, die sich um ihr rosafarbenes Fahrrad kümmern, fand Schwester Clara-Maria immer... auch wenn es galt, Flüsse zu durchqueren.



„Wir sind dort gut angesehen“

Auch wenn sie in einer Gegend gelebt und gearbeitet hat, in die sich kaum ein Ausländer verirrt, um ihre Sicherheit hat sich Schwester Clara-Maria in all den Jahren nie Sorgen machen müssen. „Die Leute haben uns immer respektiert; ja, wir sind dort gut angesehen.“ Und auch die Elefanten, die zu einer echten Plage geworden sind, weil sie die Felder verwüsten und so die Existenzgrundlage der Menschen gefährden, haben sie in Ruhe gelassen. Auf ihren unzähligen Fahrten mit ihrem rosafarbenen Fahrrad ist sie keinem dieser grauen Kolosse begegnet.

Clara-Maria in der Regel ihr rosafarbenes Fahrrad genommen. Den Schlafsack auf dem Gepäckträger festgebunden, die Satteltaschen voll mit allem, was man für ein paar Tage unterwegs gebraucht, die Wasserflasche an den Lenker gehängt – so ist sie losgefahren. Natürlich nicht alleine, sondern stets in Begleitung eines ortskundigen Einheimischen, der gleichzeitig auch Dolmetscher war. Denn mit Portugiesisch, das sie in Brasilien gelernt hat und das auch in Mosambik offizielle Landessprache ist, wäre Schwester Clara-Maria hier nicht weit gekommen. Kaum ein Mosambikaner spricht Portugiesisch als Muttersprache. Und die Sprache der Makwa, die im Norden des Landes die größte Bevölkerungsgruppe stellen, ist äußerst kompliziert und schwer zu erlernen. Da war es sehr hilfreich, dass zumindest alle

liturgischen Texte in Portugiesisch wie in Makwa zur Verfügung standen.

Flüsse ohne Brücke

„Wenn ich länger geblieben wäre, hätte ich versucht, ein Moped zu bekommen“, sagt Schwester Clara-Maria und deutet damit an, wie beschwerlich die Touren zu den Gemeinden im Umland von Nepepe waren: unbefestigte Wege, Flüsse ohne Brücke (aber mit Krokodilen), die es zu durchqueren galt, und ein insbesondere in der Regenzeit schwülheißes, also tropisches Klima – für die Mühen und Strapazen haben die natürliche, ja oft kindliche Frömmigkeit der Menschen und die sprichwörtliche afrikanische Gastfreundschaft entschädigt.

Dafür haben ihr kleine Plagegeister, nämlich die Anopheles-Mücken, arg zugesetzt: Schwester Clara-Maria ist an Malaria erkrankt. So schwer, dass sie Anfang August nach Waldbreitbach zurückgekehrt ist. Womit sich ihr Traum, dass sich die Waldbreitbacher Franziskanerinnen dauerhaft in Mosambik engagieren, wohl zerschlagen haben dürfte. – Obwohl: Als sie sich 1980 nach Brasilien aufmachte, hätte sie es sich wahrscheinlich auch nicht träumen lassen, dass sie sechs Jahre ihres Lebens als Missionarin im Norden Mosambiks verbringen würde.

Impressum

Horizont

Waldbreitbacher Franziskanerinnen – Impulse, Informationen, Impressionen

Margaretha-Flesch-Straße 8
56588 Waldbreitbach

Telefon: 02638 81-1080
Fax: 02638 81-1083

E-Mail:

generalat@wf-ev.de

Internet:

www.waldbreitbacher-franziskanerinnen.de

Herausgeber:

Waldbreitbacher
Franziskanerinnen BMVA

Redaktionsteam:

Schwester M. Ernesta Wolter, Schwester Gabriele-Maria Schmidt, Schwester M. Gertrud Leimbach, Schwester M. Wilma Frisch, Heribert Frieling, Andrea Schulze, Anja Loudovici

Layout:

bärtiges werbeagentur GmbH, Kropbach

Druck:

Heinrich Lauck GmbH, Flörsheim am Main



Viele Gemeindevorsteher haben sich in der Missionsstation in Nepepe versammelt.